

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 35 (1964)

Artikel: Lose Blätter aus der Spittelchronik
Autor: Attenhofer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LOSE BLÄTTER AUS DER SPITTELCHRONIK

VON EDWARD ATTENHOFER

Bald nach der Erbauung des neuen Spittels (1793) durch den Werkmeister Franz Müller wurde auf dem obersten Boden eine bürgerliche Waisenanstalt eingerichtet. 1806 autorisierte der Stadtrat die Waisenkommission, «die in dem Spital befindlichen Knaben, ohne Anstand, einem gutfindenden Beruf zu widmen».

Mit der Zeit aber merkte man, daß der Schulort für Waisen ungeeignet sei; deshalb faßten die Ratsherren am 2. Oktober 1825 folgenden Beschluß: «Die Waisenanstalt wird aufgehoben, weil das Werk der Erziehung auf diesem Fuß nicht erreicht wird und eine solche Anstalt nicht in ein Spital gehört, wo Waisenkinder keine andern Personen als gebrechliche Menschen um sich haben.»

Die erste Spittelmutter war Jungfer Lienhard. Als sie auf eine 40jährige Tätigkeit zurückblicken konnte – sie hatte offenbar schon im ehemals gegenüberliegenden Spittel das Hauswesen geleitet –, ersuchte sie um Entlassung von ihrem Amt. Da sie auch kränklich geworden war, wünschte sie, daß man ihr im Spittel, für ihre noch übrige Lebenszeit, ein Zimmer anweise und ihr ein beliebiges Wochengeld gewähre. Der Stadtrat entließ die Spitalmutter von ihrem Posten in allen Ehren mit Dankbezeugung für ihre treuen Dienste und entsprach ihrem Wunsche wegen Überlassung eines Zimmers.

Für die neue Stelle war ein Hausvater mit Familie vorgesehen, der, «wenn es sein kann, keine Kinder hätte». Die Spitalkommission erhielt nun den Auftrag, eine solche Haushaltung ausfindig zu machen und dem Stadtrat einen dreifachen Vorschlag zu unterbreiten. Unterdessen wurde eine Instruktion ausgearbeitet, welche die Pflichten und Rechte eines Hausvaters umschrieb.

*

Was für Schicksalsschläge mögen Frauen und Männer bewogen haben, das Asyl aufzusuchen, oder was alles mag dazu geführt haben, daß sie hier untergebracht wurden? Gewiß waren es in erster Linie Altersschwäche, Arbeitsunfähigkeit, Armut; und manch andere Motive werden im Spiel gewesen sein: Haltlosigkeit, Verarmung durch eigene Schuld, Alkohol, Lebensenttäuschung, Verbitterung, Schwermut usw. Aber auch die rüddigen Schäfchen fehlten nicht. So eines war Jakob Baumann, Schuhmacher. Im Jahre 1815 verkaufte er Kleidungsstücke, die

ihm und andern Insassen gehörten, im Werte von 18 Franken. Er mußte durch dreiwöchige Gefangenschaft und körperliche Züchtigung zum Geständnis gebracht werden. Für sein Vorgehen und zur Lehre und Warnung für andere schloß man ihn ein Vierteljahr lang in eine besondere Stube ein und verbot ihm den Umgang mit andern «Spitälern». Nach dem Stubenarrest folgte ein neunmonatiger Spitalarrest. Während dieser Zeit wurde ihm der Genuß von Fleisch und Wein entzogen und «nur magere Kost zuerkannt». Baumann blieb es überlassen, «nach Verlauf des Jahres auf gehörigem Weg vor den Stadtrat zu treten, um die Erlaubnis anzubegehren, außert dem Spital wieder Gesellschaft zu suchen».

Am ersten Sonntag nach Lichtmeß mußte stets von der Kanzel folgende Bekanntmachung verlesen werden: Allen Einwohnern, sowie den Knechten und Mägden ohne Ausnahme, ist es verboten, den Spitälern Effekten, Kleidungsstücke und Lebensmittel abzukaufen. –

Um den Insassen des Altersasyls beim Jahreswechsel eine Freude zu bereiten, wurde 1827 die Armenkommission beauftragt, am Neujahrstag den Spitälern ein besseres Mittagsmahl «als ordinari» mit Wein reichen zu lassen. Dieser «Brauch» wurde beibehalten.

*

Manch gescheiter Kopf hat auch inmitten der Spittelinsassen seine letzten Tage verbracht:

Nach einem abenteuerlichen, aber kurzen Ritt durch die Welt, war «Rittmeister» *Emanuel Halder* (1809–1851) sicher froh, für seinen müden Gaul im Spittel das Gnadenbrot zu bekommen.¹ Sein Vater Hieronymus war Kupferschmied und später Schulmeister. Emanuel begann ohne Lust eine Lehrzeit als Ebenist (Schreiner), zog es aber vor, als Hausbursche ins Institut Lippe auf Schloß Lenzburg einzutreten. Da er musikalisch begabt war, unterrichtete ihn sein Bruder im Klavier- und Orgelspiel, so daß er interimistisch die Organistenstelle in der Stadtkirche versehen konnte. 1829 ging er nach Bern, wo er sich an der dortigen Reitschule zum Reitlehrer ausbilden ließ. Damit ging sein Herzenswunsch in Erfüllung. Nebenbei besuchte er mit geborgtem Geld die Vorlesungen an der Veterinärschule unter Professor Anker. Mittellos kehrte er bald nach Lenzburg zurück. Da die Organistenstelle gerade vakant geworden war, wurde sie Emanuel angetragen. Weil er aber maßlose Bedingungen stellte, sah man von ihm ab.

Als Reitlehrer, Pferdepfleger und Glashändler versuchte er an verschiedenen Orten seinen Lebensunterhalt zu verdienen, geriet aber in

¹ Die Schilderung des Lebenslaufes stützt sich auf den von Fritz Bohnenblust verfaßten Artikel im «Biographischen Lexikon des Kantons Aargau».

neue Schulden. Verzweifelt holte er Rat bei Professor Anker. Er war bereit, dem jungen Manne zum Studium der Tierarzneikunde zu verhelfen. Der Stadtrat von Lenzburg, der schon mehrmals für die Schulden des Petenten hatte aufkommen müssen, lehnte ab.

1835 entschloß sich Emanuel, bei seinem Bruder Hieronymus das Kupferhandwerk zu erlernen, um festen Boden unter die Füße zu bekommen und seine Schulden tilgen zu können. Als dennoch der Geldstag drohte, floh Emanuel ins Ausland, wo er in Waldsee, München, Kolmar, Weingarten, Bahlingen u. a. O. als Kupferschmiedeselle arbeitete und sich daneben der Pferdedressur und dem Reitunterricht widmete. Seine Freizeit benützte er, trotz dem unsteten Leben, für die Abfassung eines Buches über die Reitkunst, von dem er sich finanziellen Erfolg versprach, um endlich den Geldtag abwenden zu können. 1842 finden wir Halder in Aarau als Unterinstruktor der Kavallerie- und Trainrekrutenschulen, und im gleichen Jahr erschien sein Buch «Reitkunst und Pferdedressur» mit neun Kupfertafeln. Das Werk fand viel Beachtung, stürzte aber den Verfasser in neue Geldschwierigkeiten. Der Konkurs ward unvermeidlich, und Halder wurde unter Vormundschaft gestellt.

Die letzten Lebensjahre Halders waren ein beharrlicher Kampf um die Lossprechung, die ihm trotz Bemühungen von angesehenen Freunden und Gönnern nicht mehr gelang. Einige Jahre lebte er in Liestal als Kavallerieinstruktor, plante 1849 in Winterthur die Auswanderung nach Amerika, zu der ihm die Vaterstadt Hand bieten wollte, erkrankte in St. Gallen an Tuberkulose und wurde aus dem dortigen Fremdenhospital nach Lenzburg zurückgeschafft, in dessen Spittel ein hoffnungsvolles, aber nicht ohne eigene Schuld unglücklich verlaufenes Leben in Armut und Verzweiflung erlosch.

*

Arm und halberblindet endete am 11. April 1864 im städtischen Altersasyl sein Leben ein Mann, der sich durch Intelligenz und dichterische Begabung Beachtung errungen, aber durch Charakterschwäche²

² Im politischen Briefwechsel (1839–1841) zwischen Professor Rauchenstein (Aarau) und Ratsherrn Andreas Heusler (Basel) – herausgegeben von Eduard Vischer – finden wir eine bezeichnende Stelle: Heusler schreibt seinem Freund, ihm sei ein Prof. Dr. Müller in Lenzburg genannt worden. «Was ist es mit ihm? Er gibt sich, soviel ich gesehen habe, für einen Conservativen oder sogar Absolutisten aus, aber ich traue solchen Glaubensbekenntnissen wenig, besonders wenn sie etwas grell sind.»

Rauchenstein antwortete: «Den Herrn Dr. Müller von Lenzburg kenne ich wohl. Er hat allerdings Talent, aber sonst wenig achtbares an seiner Person. Hier hat er sich zuerst bei den Radikalen eingeschmeichelt und frühere Verhältnisse auf unlöbliche Weise außer Acht gesetzt. Nachdem er den Radikalen widrig geworden war (wie denn seine Persönlichkeit gar nicht lieblich ist) und von der ihm provisorisch

sein Ansehen untergraben hat: *Dr. Rudolf Müller*. Er wurde am 16. Juli 1809 in Lenzburg geboren, wo sein Vater Waldvogt und Stadtrat war. Rudolf besuchte hier das damals bekannte Pfeiffersche Institut, trat dann an die Kantonsschule über, studierte später Theologie und Sprachen in Halle und Heidelberg und schloß 1833 seine Studien mit dem Dr. phil. ab. Seine Doktorarbeit behandelte das Thema «Ernst von Schwaben», von L. Uhland.

In die Heimat zurückgekehrt, bekleidete er keine Pfründe, aber mehrere Hauslehrstellen. Eine Zeitlang war er als Sekretär des Kantonschulrates tätig. Ende der 1830er Jahre fand er interimistisch eine Anstellung als Professor der deutschen Sprache an der Kantonsschule in Aarau. Da er aber nicht genügte, wurde er entlassen. Von da an lebte er im Lenzburger Spittel bis zu seinem Tode.³

Von Müllers literarischer Begabung zeugen verschiedene Publikationen.⁴ Schon in seiner Kantonsschulzeit und in spätern Studienjahren entstanden seine Dichtungen, balladenartige Gedichte mit Sagenstoffen, die er meist aus mündlicher Quelle schöpfte, wie er selber im Vorwort zu seinem Bändchen «Bilder und Sagen aus der Schweiz» (1842) ausführt. Als Vorbilder galten ihm Uhland, Schwab, die Gebrüder Grimm u. a.

Aber schon 1837 war – allerdings anonym – Müllers erste dichterische Gabe erschienen mit dem Titel: «Allerlei Gereimtes und Ungereimtes aus dem Nachlaß eines Studiosen der freien Künste.» Der «Erbe» des «Nachlasses» nennt sich im Vorwort Rod. Molitor. «Du kennst den Schützen! ...» Der «entschlafene» Verfasser hat sein Werklein so aufgebaut, daß wir uns gleichsam den Dichter als Wirt vorstellen müssen, der uns seine Gerichte in den verschiedenen Stuben seines Gasthofes serviert, die da heißen: Literarischer Salon; Patriotischer Zirkel; Gast-

übertragenen Lehrstelle entlassen wurde, fing er aus Rache an, den Conservativen zu spielen. Er hat weder Charakter noch anziehende Eigenschaften. Ich für meinen Theil habe keinen Grund zu Animositäten gegen ihn, aber hielt ihn immer und mit Grund mir 7 Schritte vom Leibe. Es muß noch allerlei über ihn kommen, ehe er sich bessert. Einmal wie er jetzt ist, dürfte ich keinerlei Empfehlungen für ihn ausstellen.»

³ Notizen über Leben und Werke von Dr. Müller finden wir u. a. im Nachlaß von Albert Schumann (MS im aarg. Staatsarchiv); bei Eduard Fischer in den «Oltenner Geschichtsblättern» (31. 3. 1951); in Robert Webers «Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz» (1866). Müller ist daselbst mit zwei Gedichten vertreten: «Die erste Heimat» und «Der Ärmste». Weber zählt Müller zu den Volksdichtern, die mehr den Vaterlandsliedern und einer Lyrik von allgemeinem Inhalt zugewandt sind. – Auch im «Biographischen Lexikon des Kantons Aargau» (1958) wird Müller erwähnt.

⁴ Von Rud. Müller stammen auch «Gedenkblätter aus der Schillerfeier im Aargau am 10. November 1859» und «Entstehungsgeschichte des roten Kreuzes und der Genfer Konvention».

Stube; Schmoll-Winkel; Haus-Kapelle. Im «Literarischen Salon» stehen mehrere «Büsten», die der Dichter besingt. Unter andern wendet er sich an L. Uhland. Müller verrät auch hier wiederum, daß er Uhlands «Saitenspiel» verpflichtet war:

«Doch lausch' ich keinem Spiel so gerne,
Als deiner Harfe vollem Klang,
Und höre keine Stimme lieber,
Als deines Liedes Hochgesang.»

Müllers umfangreichstes episches Gedicht fand Aufnahme in der Sammlung «Schwizer-Dütsch» (1. Heft 1882) von Otto Sutermeister:

De Stifeli-Rüüter (Freiamt)
1. De gföhrlich Nochber

Säged, ihr Fründ, sind er näume bekannt i der Geged vo Muri,
Oder au sust im Freiamt? I denke, nid alli;
Und wer's öppen au ist, weiß doch vilicht nüd vo dem Gschichtli,
Won ech erzelle will . . .

2. Si bedänklisch Eid
3. Sis erschrocklichs Änd.

«Viele seiner schriftdeutschen Sagengedichte sind als Kunstwerk belanglos. Einige Mundartgedichte aber, wie z. B. ‚Der Stifelyryter‘ und ‚D' Sääli-Schlößli‘ gehören zu den besten Stücken der Sammlung. Sie haben dichterischen Gehalt, erzählenden Stil und verfügen vor allem über eine Mundart, die für die damalige Zeit als erstaunlich echt bezeichnet werden kann» (Eduard Fischer).

Seinem hochverehrten Lehrer Prof. Dr. Rosenkranz widmete Rudolf Müller (1836) die «Studien im Fache der Dramatik», entstanden in Halle und Heidelberg neben theologischen und philosophischen Fachstudien. Im Vorwort schüttet der Verfasser seinem Professor das Herz aus und begründet die Verzögerung der Arbeit. Sein unstetes Los habe ihn bald als Hofmeister, bald als privatisierenden Schriftsteller in der Fremde umhergeworfen, bald wieder als Privatschulmeister in ein abgelegenes Bergdörfchen der Heimat zurückverschlagen, «wo dann hier in der engern Heimat, auf gemeine Intrigen, teils älterer persönlicher, teils neuerer politischer Freunde hin, . . . jede öffentliche Wirksamkeit zu selbst untergeordneter Natur, versperrt wurde.» – Das Werk sollte in Lieferungen herauskommen. Nach der ersten ist aber keine weitere mehr erschienen.

Auch auf theologischem Gebiet wollte sich Rudolf Müller betätigen. Ein erstes Heft war ein Beitrag «Zur Homiletik». Er widmete diese in Breslau 1834 erschienene Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit dem «Hohen reformierten Kirchenrath des gemein-eidgenössischen Standes Aargau, insbesondere aber dem ältesten Mitglied desselben, Seiner Hochwürden Herrn Johann Hünerwadel, Dekane des Capitels Lenzburg und Brugg und Pfarrer zu Lenzburg», gleichsam als Dank für Ertheilung eines Staatsstipendiums zum Behufe seiner Universitätsstudien.

Damit haben wir die Sonn- und Schattenseiten dieses bedauernswerten Menschen Rudolf Müller kennen lernen und sagen

Trotz allem!

Allzuviel wollt' er umfassen,
Mußte kämpfen, mußte hassen.
Hat uns aber durch sein Streben
Liebenswertes auch gegeben.
Tat sein Herz dem Schönen weihen,
Wollen ihm drum viel verzeihen.

*

Nach den Stürmen des Lebens fand *Daniel Hemmann* (1810–1876) im Lenzburger Spittel einen sichern Port.⁵ Er war ein begabter Kupferstecher und Lithograph. Bei Präzeptor Joh. Eßlinger in Zürich ließ er sich als Kolorist ausbilden. Von seinem Talent zeugt u. a. die Kolorierung des Werkes «Die Giftpflanzen der Schweiz» (beschrieben von Joh. Hegetschweiler; gezeichnet von J. D. Labram). Der Herausgeber Eßlinger beschäftigte den Lenzburger mit Unterbrüchen, d. h. jedesmal dann, wenn Hemmann wieder in Geldschwierigkeiten geraten war. Er konnte mit seinem Verdienst nicht haushalten. Jeden Rappen gab er für Kupferstiche und Lithographien aus. Seine Sammlung wurde später vom Betreibungsamt Neuhausen beschlagnahmt und versteigert.

In der Zeichenkunst hatte man ihn um 1827 auf Kosten der Lenzburger Waisenpflege bei Balderer in Zürich ausbilden lassen. Bei Sperli in Zürich lernte er das Kupferätzen und die Aquatintamanier. Vermutlich konnte er sich in den Jugendjahren das Zeichnen auf Stein in der

⁵ Für wertvolle Angaben bin ich Herrn Nold Halder, Staatsarchivar, zu Dank verpflichtet.

Lithographie Rey in Lenzburg aneignen. Er arbeitete später auch wieder in diesem Geschäft, bis zur Einweisung in den Spittel.

*

Aber auch glückliche Menschen lebten im Asyl. Sie waren dankbar, aller Sorgen enthoben zu sein. Die Humorvollen und Spaßhaften unter ihnen brachten immer etwa wieder frohe Stimmung ins tägliche Einerlei. Wenn es ihnen ihre Gesundheit erlaubte, gingen sie sogar kleinen Beschäftigungen nach und waren wohl gelitten unter der Bevölkerung.

Da wird erzählt von zwei stadtbekannten Spittelmännern namens «Fischer»: der Spittel-Fischer, oder kurz «Gottlieb» genannt, und der Amerika-Fischer.

Der Spittel-Fischer war ein Original. Er liebte es, die kleinern und größern Dorffeste aufzusuchen und daselbst irgend ein «Blächli» zu ergattern. Auch wurden ihm Festabzeichen aller Art, ebenso Knöpfe und Münzen usw. geschenkt. Sorgfältig befestigte er sie an seinem Kittel und stolzierte damit rings um den Spittel. Wenn er beim Straßenwischen von Kindern, die seine Dekoration bewunderten, angesprochen wurde, erklärte er ihnen gern, was alle Anhängsel bedeuten und woher sie stammen. Man könnte den Spittel-Fischer spasseshalber als Vorläufer des Propagandaministers aus dem «tausendjährigen Reich» bezeichnen.

Zum Abschluß des Kapitelchens geben wir das Wort noch einem Lenzburger⁶, der den «Gottlieb» persönlich gekannt hat:

Wer um die letzte Jahrhundertwende durch die damals meist menschenleeren und stillen Gassen von Lenzburg schritt, bemerkte irgendwo einen Karren, und unweit davon schwang ein älterer Mann langsam aber ständig und unverdrossen einen mächtigen Besen. Dieser Mann war der «Spittelfischer», und seine Lebensaufgabe war das Sauberhalten der Straßen, Plätze und laufenden Brunnen innerhalb der Ringmauern. Diese Pflicht besorgte er gewissenhaft, und so verdiente er reichlich seinen Aufenthalt im Bürgerarmenhaus, ja die Gemeinde profitierte eher noch von ihm. Wenn damals Lenzburg den Ruf hatte, einer der saubersten Orte im Kanton zu sein, so verdankte die Stadt dies in erster Linie dem Gottlieb Fischer. Sein kindliches, einfältiges Gemüt wurde allerdings von den ehrenwerten Bürgern oft auch zu Scherzen ausgebeutet. Wir Kinder dagegen bewunderten ehrerbietig seine vielen Schützenfesttaler, die er von überallher als Geschenk erhalten hatte und die er an

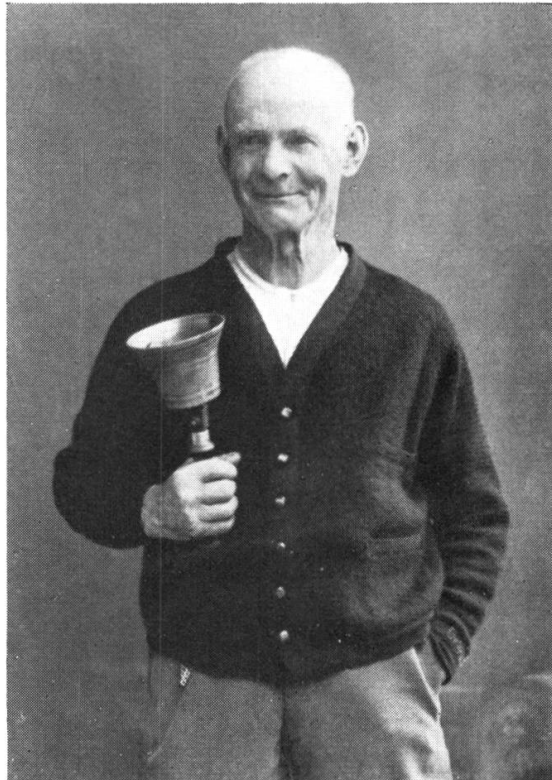
⁶ Dieses Genrebildchen hat in verdankenswerter Weise Herr W. Dürst-Ursprung beigezeichnet.



Jugendfestmädchen ziehen am Spittel vorbei
Ölgemälde von Niklaus Stoecklin

Amerika-Fischer

Photo: A. Rohr



Spittel-Fischer

Photo: A. Rohr

seiner Uhrenkette trug, wie Göring seine Orden auf der Brust. Kam eine Respektperson vorbei, zog er tief seinen schäbigen Filzhut, grüßte laut, indem er dem Namen alle möglichen Titel voraus- oder nachschickte. (Diese wurden ihm von anderen Herren zugesteckt, auch unverdiente.) Wischte er hinter unserem Haus das Rathausgäßli, ließ ihm mein Vater ein Glas Wein überreichen, was er ganz besonders schätzte, und so gehörte auch ich zu seinen besonderen Freunden.

Eine Erinnerung an den alten Mann ist mir für immer geblieben. Gottlieb Fischer erblindete und wurde im Altersheim Laurenzenbad untergebracht. An einem schönen Herbsttage, in meinen Schulferien, sagte mein Vater zu mir: «Wir machen morgen eine Jurawanderung.» Im Laurenzenbad, damals auch noch eine Wirtschaft, kehrten wir ein und erkundigten uns nach Fischer. Langsam führte man den blinden Mann an unsern Tisch. Als wir ihn begrüßten, horchte er auf und nannte meinen Vater beim Namen; er hatte ihn sofort an der Stimme erkannt. Ein aufgeregtes Zittern kam über ihn, und mit beiden Händen suchte er eine Hand meines Vaters und küßte sie, wobei ihm dicke Tränen die Wangen herunterliefen. Am Tische, unter alten Bäumen, bei einem Glas Rotwein, erkundigte sich der alte Straßenwischer nach allen Bekannten im Städtchen, ließ alle grüßen, ja, als wir schon Abschied genommen und unterwegs zum fernen Waldrand waren, tönten noch einige Namen nach und zuletzt, von oben herab: «Und den ganzen Gemeinderat!»

Verschwundene Zeiten!

*

Der *Amerika-Fischer* muß, wie sein Namensvetter, ein Spaßvogel gewesen sein. Er war in jungen Jahren nach dem «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» ausgewandert. Für ihn schien sich dieses Schlagwort im negativen Sinn ausgewirkt zu haben. Fischer behauptete, sein Vermögen sei ihm durch das Verschulden der Ohio-Bank verloren gegangen. Arm wie eine Kirchenmaus kehrte er in seine Heimatstadt zurück und fand im Spittel Unterschlupf, wo es für ihn nur noch beschränkte Möglichkeiten gab. Ihm anvertraute man gelegentlich das Amt des städtischen Ausrufers. Mit einer Handglocke stellte er sich an ein paar Plätzen auf und lenkte durch das Schellen die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich, um ein paar Bekanntmachungen mitzuteilen. Fischer kannte alle Leute, und alle kannten ihn. Ging dann während des Ausrufens ein Lenzburger vorbei, unterbrach er den Text und entbot dem Passanten den Gruß. So vernahm man etwa: «Heute frische Bluet- und Läberwürschte – Grüezi Herr Scherrer – in der Metzgerei Dietschi und – Tag Herr Hüenerwadel . . .»

Eines Tages kam eine Arena nach Lenzburg. Am späten Nachmittag suchte der Direktor den Ausrufer Fischer auf, um die Lenzburger durch ihn zum Besuch der Abendvorstellung einladen zu lassen. Widerwillig machte sich Fischer auf die Runde. Da es mittlerweile anfang zu dämmern, hatte er Mühe, das Programm zu lesen. Er rief aus: «Heute abend – ä – Galavorstellung – ä – in der – ä – Arena – ä . . . Die Fortsetzung ist im ‚Götz von Berlichingen‘ zu lesen.» Der Schlußsatz hieß: «Wäredr früener cho!»

Auch mißbrauchte Fischer seine Stelle etwa, um ganz «persönliche» Meldungen durchzugeben, die von ein paar Herren am Biertisch stammten. Man setzte aus Jux einen belanglosen Text auf, der mit Fremdwörtern gespickt war. Bevor der Ausrufer mit seiner Glocke durchs Städtchen zog, wurde er noch tüchtig mit Bier traktiert; denn er war kein Alkoholverächter. Anfänglich ging das Verlesen noch leidlich; je mehr aber der Alkohol seine Wirkung tat, desto schwieriger wurde die Sache. Sein Stottern ging schließlich in ein Lallen über. Fischer begann zu fluchen, machte wieder ein Anleihen bei Goethe, warf seine Glocke weg und wankte dem Spittel zu.

Ein anderesmal ließen die Herren eine kosmische Meldung durchgeben. Fischer hatte auszurufen: «Wegen schlechten Wetters muß der Weltuntergang verschoben werden.»

✱

Der Schreibende, der lange Zeit in der Nähe des Spittels wohnte, hat auch noch ein paar Gestalten in Erinnerung. Da war z. B. die Anna Spiegel, ehemalige Köchin beim christkatholischen Pfarrer Burkart. Wenn man sie traf, huschte immer ein verschmitztes Lächeln um ihre Lippen, und sie meldete sich etwa an mit den Worten: «s Spiegelmeisli chunnt wider emol.» Da Anna gern ein Gläschen Malaga zu sich nahm, kannte sie genau die Stelle, wo bei unserer Gartenmauer gelegentlich ein «Trinkgeld» bereit lag.

War sie einmal unpäßlich, dann mußte die Lina den Batzen holen. Wir nannten die gute Seele boshafterweise «Aschenbecher», weil sie beim Sprechen den zahnlosen Mund aufsperrte, wie der bronzene Maskenkopf auf meinem Rauchtischchen. Lina war der Anna treu ergeben und fast untröstlich, als das «Spiegelmeisli» sterben mußte. –

Die kluge Liliputanerin Pauline kann man auch nicht vergessen. Oft traf man sie mit einem Stock auf dem Gang zu ihrer Kirche. Sie nahm Trippelschritte und wackelte hin und her wie ein Perpendikel.

✱

An einem Fensterladen des Asyls war eine Tafel befestigt mit der Aufschrift «Naturalverpflegung». Sie machte die Handwerksburschen darauf aufmerksam, daß ihnen hier eine warme Suppe oder ein einfaches Essen kostenlos geboten werde.

Im Dezember wurden alle «Heimatlosen» und wandernden Gesellen zu einer «Kunden-Weihnacht» eingeladen. Im Kreise der Familie sang und spielte man alte Weisen um den Christbaum. Manches harte Herz taute auf, wenn es von der christlichen Nächstenliebe einen Hauch verspürte.

*

Seit 1958 steht der Spittel leer. Die Insassen sind anderswo untergebracht worden, weil das Gebäude für den ursprünglichen Zweck nicht mehr genügte. Da auch die Gewerbeschule neue Räume beansprucht, zügelt die Stadtbibliothek in den «Spittel». Bald wird ein neues Altersheim den Bedürftigen freundliche Räume zur Verfügung stellen können.